

✓

Heinrich Rebau's

Naturgeschichte

für Schule und Haus.

Eine gemeinfaßliche und ausführliche Beschreibung

aller

drei Reiche der Natur.

~~~~~

## Achte Auflage

mit 639 Abbildungen auf 51 colorirten Tafeln und zahlreichen Holzschnitten.

Bearbeitet von

Prof. Dr. Gust. Jäger, Dr. D. F. Weinland (Zoologie),  
Hermann Wagner, Prof. Dr. M. Willkomm (Botanik)  
und Prof. Dr. O. Fraas (Mineralogie).

—————  
Stuttgart.

**Julius Hoffmann.**

(K. Thielenmann's Verlag.)

1880.



aber unstreitig das fossile, von Koch aufgefunden und beschriebene *Miffurium*, *M. maximum C.*, das eine Länge von 9,5 M. und eine Höhe von 4,7 M. hatte.

2. Das Geschlecht der **Klippschliefer**, *Hyrax Herm.*, hat im Außern viel Aehnliches mit Meerfchweinchcn und Kaninchen und auch des letzteren Größe, und wurde von mehreren Systematikern dieses Außern wegen zu den Nagern gerechnet. Dem Zahnbaue nach schließt es sich aber den Nashörnern, durch den Bau der Knochen und Ernährungsorgane, sowie die Entwicklung, dem Elephanten an. Die Vorderfüße sind 4-, die Hinterfüße 3zehig, und die Nägel der bis nach vorn mit einer gemeinsamen Haut eingehüllten Zehen gleichen kleinen platten Hufen. Der Kapische Klippschliefer, Klippdachs, *H. capensis Gm.*, ein harmloses, furchtames Thier, bewohnt truppenweise die Felsenklüfte des Kaplandes, Nordafrikas und Syriens, nährt sich von Pflanzen und wird leicht zahm und anhänglich; der plumpe schwanzlose, mit kurzen Füßen versehene, 46 Cm. lange Körper ist graubraun, dicht behaart und auf dem Rücken einfach schwarz gestreift; der Kopf ist rund und die Ohren sind kurz. Die in Syrien, Arabien und Nordafrika lebende Art des Klippschliefer, der Saphan der Bibel, das Kaninchen (nach Luthers Uebersetzung), *H. syriacus Ehrbg.*, ist oben gelbbraun, unten weißlich, und hat auf der Mitte des Rückens einen großen gelblichen Fleck.

### Elfte Ordnung. — Huftiere. — Ungulata.

Durch die hier, wie bei keiner andern Abtheilung, vollständigen Nachrichten über die ausgestorbenen Huftiere hat die bisherige Eintheilung bedeutende Aenderungen erfahren. Allen gemeinschaftlich sind die nur zum Auftreten, nicht zum Greifen geschickten, mit einem hornigen Hufe umgebenen Zehen ihrer Gangbeine. Daß der Mutterfuchen, mit welchem das ungeborene Thier in dem Fruchthälter der Mutter wurzelt, aus einer größeren Anzahl einzelner Stücke (Cotyledonen) besteht, theilen sie nur mit den Walfischen und Edentaten. Früher trennte man die Huftiere in drei Ordnungen je nach der Zahl ihrer Hufe: Vielhufer (Maltungula), Zweihufer, (Bisulca oder Ruminantia) und Einhufer (Solidungula), und zählte außerdem die schon besprochenen Scheinhufer den Vielhufern bei. Jetzt weiß man, daß die Vielhufer sich zu den zwei andern wie eine Stammform verhalten. Der eine Theil der Vielhufer, nämlich Nashorn, Tapir und die ausgestorbenen Paläotherien stehen in nächster verwandtschaftlicher Beziehung zu den Einhufern, worüber die nachfolgende Abbildung belehren mag. Die drei ersteren haben dreizehige Füße (siehe S. 227, Fig. 19). Durch allmähliche Verkümmern der beiden seitlichen, wie sie uns das ausgestorbene *Hipparion* aufweist (siehe Fig. 20), werden wir hinübergeleitet zu den Pferden, bei denen (Fig. 21) die beiden Seitenzehen vollkommen verkümmert und unter der Haut verborgen sind. Man faßt sie jetzt zusammen als Unpaarhufer.

Der andere Theil der Vielhufer dagegen, die Schweine, Flußpferde und die ausgestorbenen Anoplotherien, die 4 Zehen tragen, haben aus sich durch eine ähnliche und nicht so weit gehende Verkümmern der seitlichen Zehen die Zweihufer entwickelt. Man nennt sie zusammen die Paarhufer.

1. Abtheilung: **Unpaarhufer** mit 3 Zehen, entweder alle gleich stark entwickelt (vielhufige) oder die zwei seitlichen verkümmert (einhufige) mit Gattungen: 1. Nashorn, *Rhinoceros L.*, 2. Tapir, *Tapirus L.*, 3. Pferd, *Equus L.*

1. Die Gattung **Nashorn**, *Rhinoceros L.*, von welcher man bis jetzt sieben lebende Arten kennt, ist heutzutage auf die wärmeren Erdgegenden der alten Welt beschränkt und die einzelnen Arten ziemlich gleich zwischen Asien und Afrika vertheilt. In der Plumpheit des Gliederbaues und der außerordentlichen Massenhaftigkeit der Körpergestalt kommen alle überein und sie sind nächst dem Elephanten und Flußpferde die größten Landsäugethiere. Ihr Leib ist von großem Umfange und ragt zu beiden Seiten weit vor. Der Hals ist kurz, aber senkrecht sehr hoch; die Schultern breit und plump; das ziemlich haarlose, sehr grobe und dicke, hier und da in Knoten aufgetriebene Fell erlangt auf dem Rücken

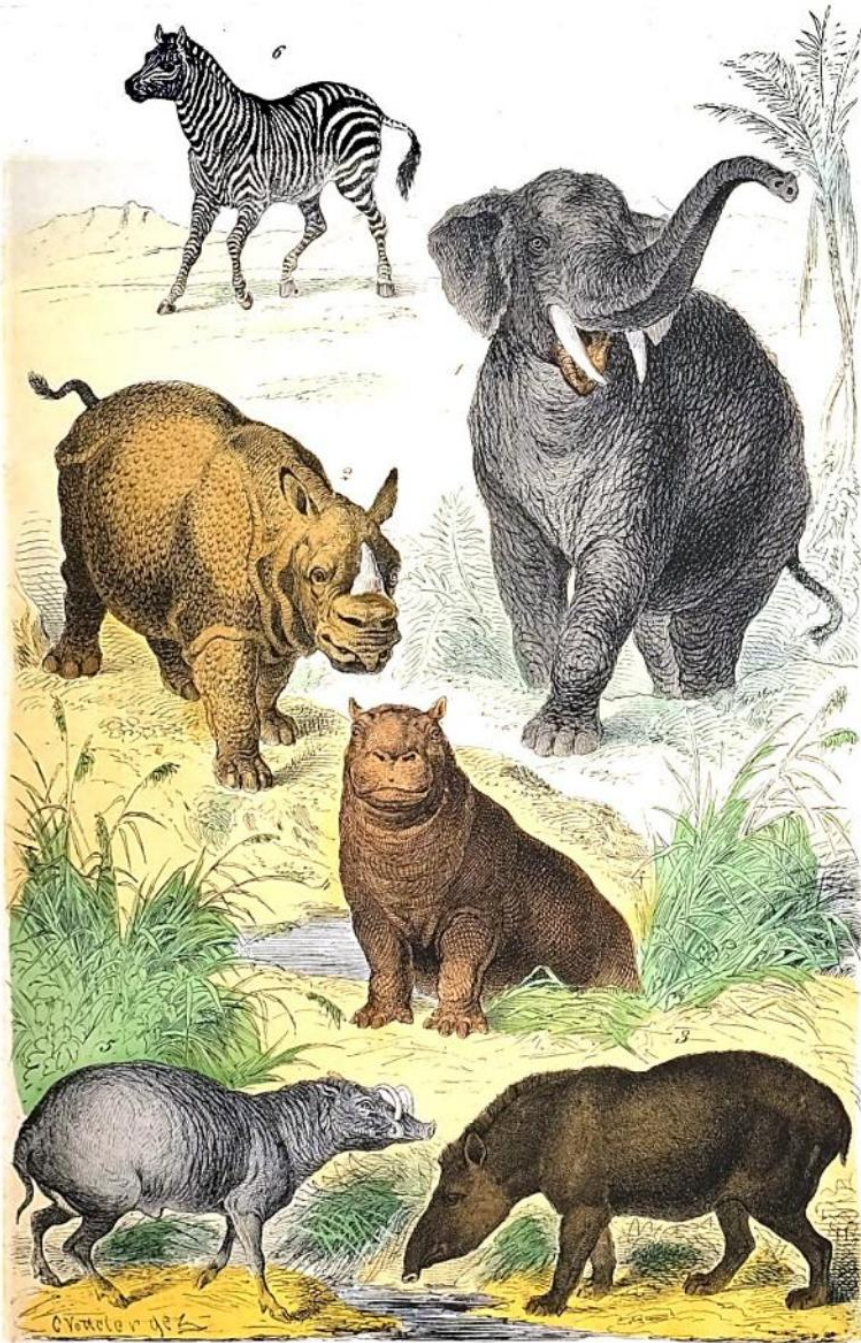
panzerartige Härte und bildet bei einigen Arten große regelmäßige Falten und dadurch wahrhafte Schilder auf Hals, Schultern, Hüften und Oberschenkeln. Der Schädel ist von großem Umfang und Gewicht, steigt vom hinteren Rande des Stirnbeines an schroff empor und erreicht auf dem Hinterhaupte eine bedeutende Höhe. Das Profil erscheint zwischen Nase und Stirn sehr eingedrückt, die Nasenknochen aber, auf welchen sich 1 bis 2 hornartige Fortsätze erheben, sind nach vorn hogenförmig aufgeschwollen. Eckzähne sind nicht vorhanden; die Vorderzähne fehlen bisweilen ganz, oder es sind deren 4 in jeder Kinnlade, Backenzähne jederseits oben und unten 7. Das Nashorn besitzt eine weiche, biegsame, empfindliche, weit vorstreckbare Oberlippe, die schon ein eigentliches Greifwerkzeug darstellt und durch ihre Empfindlichkeit und Beweglichkeit sogar an den Rüssel des Elephanten erinnert. Die sogenannten Hörner stehen einzeln, oder zu zweien hinter einander auf den Nasenbeinen, sind aber nicht mit dem Knochen verbunden, sondern sitzen auf der mehr als zolldicken Haut fest, und sind weder hohl noch von knochiger Textur, sondern bestehen aus Fasern, die den Haaren analog und denjenigen ähnlich sind, in welche das Fischbein zerlegt werden kann. Die Augen sind sehr klein, aber lebhaft und scharf, doch nur auf die Nähe; sie stehen weiter nach vorn als bei anderen Säugethieren; die Ohren erreichen mäßige Größe und werden aufrecht getragen. Die Füße sind 3zehig mit abgerundeten hufartigen Klauen. Das indische Nashorn, *Rhinoceros indicus C.*, Taf. 6, Fig. 2, hat nur 1 Horn auf der Nasenkuppe, das an der Wurzel 13 bis 16 Cm. im Durchmesser hält und 73 Cm. lang ist, und eine fast nackte, 2 Cm. dicke bräunlichgraue Haut, die an Schultern und Schenkeln sehr tiefe herabhängende Falten bildet. Die Schnauze ist etwas gebogen, die Stirn ragt in einem fast dreieckigen Höcker hervor; die kleinen Ohren stehen aufrecht und die Augen sind sehr klein. Im Ober- wie im Unterkiefer zeigen sich zwei starke und zwei kleinere Schneidezähne. Es wird gegen 3,7 M. lang und bis 2,2 M. hoch, und sein Schwanz mißt 63 Cm. Zur Vertheidigung bedient es sich seines mächtigen Horns, wird aber von andern Thieren, deren keinem es an Kraft und Stärke nachsteht, nur selten angegriffen. Mit diesem Horne soll es einen Stier wie einen Fangball in die Höhe heben, und der Tiger versucht es lieber mit dem Elephanten als dem Nashorn, weil dieses ihm nicht selten die Eingeweide aus dem Leibe reißt. Es hat eine grunzende Stimme. Insgemein ruhig und friedlich, thut es keinem etwas zu Leide, der ihm aus dem Wege geht; angegriffen oder erzürnt, wird es aber gewaltig wüthend und gefährlich; ja es ist sogar bisweilen, wenigstens die gefangen gehaltenen, Anfällen von Wuth ausgesetzt und stirzt blindlings auf seine Gegner los. Das Thier hat ein feines Gehör und einen scharfen Geruch. Mit Aufmerksamkeit horcht es stets auf jede Art von Geräusch. Seine Heimat ist Ostindien, zumal jenseits des Ganges. Hier lebt es einsam in dichten, schattenreichen Wäldern, besonders in der Nachbarschaft von Sümpfen und Flüssen, in denen es sich gern herumwälzt, und in denen, bis auf den Kopf untergetaucht, es in der trockenen Jahreszeit den ganzen Tag zubringt, so lange die Sonne am Himmel steht. Allerlei Pflanzen, vorzüglich aber Baumblätter und Zweige machen seine Nahrung aus. Das Weibchen bringt jedesmal nur ein Junges zur Welt, welches anfänglich kein Horn hat. Das Fleisch wird gegessen, die Haut gibt Schilder, und aus dem Horn macht man Trinkgefäße, denen man in Ostindien vielfach die wunderbare Eigenschaft beilegte, daß Getränke, die mit Gift vermischt wären, darin aufschäumen und nicht zur Ruhe kommen. — Das javanische Nashorn, *Rh. javanus F. C.*, von dunkelbrauner Farbe, hat ebenfalls 2 oder 5 Schneidezähne in jeder Kinnlade, nur ein Horn und fast dieselbe Größe wie das ostindische, aber weniger Hautfalten und kleine, eckige Höcker auf der ganzen Haut. — Bei der auf Sumatra einheimischen, an Größe einem Ochsen ähnlichen Art, *Rh. sumatrensis C.*, die auch oben und unten zwei große Schneidezähne hat, sieht man fast keine Hautfalten, aber ziemlich viele  $2\frac{1}{2}$  Cm. lange, schwarze Haare und hinter dem gewöhnlichen Horne noch ein anderes. Dem afrikanischen Nashorn, *Rh. bicornis Cuv.*, welches das ganze südliche Afrika bewohnt, fehlen die Schneidezähne, auch hat es keine Hautfalten, aber ebenfalls zwei hinter einander stehende Hörner, von denen das vordere 36 Cm., das hintere 16 Cm. lang ist, und gibt dem indischen an Größe wenig nach. Der Umfang des Leibes beträgt an der

dicksten Stelle mehr als 2,5 M. und sein Gewicht steigt über 1250 Kilo. Die Farbe der runzeligen Haut ist dunkelbraun. Im ganzen zeigt es wenig List und Verschlagenheit, und ist überhaupt ziemlich träge. Es fällt nie einen Menschen an, der es nicht vorher gereizt hat, außer wenn er roth gekleidet geht. Geruch und Gehör sind äußerst fein bei ihm, und diese beiden Sinne ersetzen dem Thiere einigermaßen das kurze Gesicht. Am Tage pflegt es still zu liegen; allein des Abends und des Morgens, vielleicht auch die ganze Nacht hindurch, geht es auf Nahrung aus. Die Art seiner Fortpflanzung ist noch nicht genau bekannt. Man hat bisweilen Junge gefangen, welche so zahm wurden, daß sie ihren Pflegern aus den Händen fraßen; aber wegen ihrer Plumpheit konnte man sie zu nichts brauchen. Sie leben nach Bruce's Erzählung in großen Wäldern, halten sich gewöhnlich an unzugänglichen Orten auf, wo es ihnen selten an Futter gebricht, fressen aber auch weder Heu noch Gras, sondern leben von den Zweigen der Sträucher und Bäume. Besonders scheint dies Thier die dornigen Arten zu lieben und sein Hunger verschont keinen Zweig. In seinem Miste befinden sich bisweilen unverdaute Stücke Holz, die 7 Cm. im Durchmesser haben. In den ungeheuern Wäldern von Habesch gibt es Bäume, die sehr weich und saftig sind, und diese scheinen vorzüglich zu seiner Nahrung zu dienen. Es kann die Oberlippe außerordentlich verlängern, und auf diese Art hochstehende Zweige erreichen, wie der Elephant mit seinem Rüssel. Mit dieser Lippe und mit Hilfe der Zunge bricht es die oberen Zweige ab, welche die meisten Blätter haben, und frißt diese zuerst. Hat es dann einen Baum gänzlich seiner Zweige beraubt, so verläßt es ihn doch nicht, sondern zerschlißt denselben in dünne Späne, und zerkaut alsdann diese Stücke mit eben der Leichtigkeit, mit welcher ein Ochse Kraut und Gras frißt. Wenn man das Thier verfolgt oder wenn es in Angst ist, so ist es trotz der scheinbaren Schwere seines Körpers und der Kürze seiner Beine doch erstaunlich schnell. Es läuft hierbei eine Art von Trab. Man hat gesagt, es übertriffe auf einer Ebene das Pferd an Schnelligkeit; dies ist jedoch ungegründet. Auf der Flucht oder wenn sie beunruhigt werden, laufen sie immer aus einem Walde in den andern und dringen in das dickste Gebüsch hinein. Bäume, die abgestorben sind, stürzt das Nashorn mit Leichtigkeit nieder; andere, die biegsamer und frischer oder saftreicher sind, beugt es durch die Schwere und Schnelligkeit seiner Bewegungen zurück, und wenn es vorbei ist, so nehmen solche Bäume, wie ein grüner Zweig, wieder ihre vorige Stellung ein; wenn sich daher der Jäger mit seinem Pferde nicht recht vorsieht, so wird er von dem wieder in die Höhe schnellenden Baume gefaßt und an die umstehenden geschleudert und zerschmettert. Da das Thier bloß dasjenige sieht, was gerade vor ihm ist, so findet es oft seinen Untergang, denn es entwischt nie, wenn man ihm auf einer Ebene mit einem Pferde den Vorsprung abgewinnen kann. Vor Wuth läßt es dann jeden Gedanken an Flucht fahren; es macht sich bereit, seinen Gegner zu bestiegen. Anfangs sieht es einen Augenblick still, dann stürzt es wie ein Pfeil gerade auf das Pferd los. Hierin hat es viel Ähnlichkeit mit dem wilden Schweine. Das Pferd entgeht ihm leicht, indem es sich etwas auf die Seite beugt, und dies ist der entscheidende Augenblick; ein Mann, der hinter dem Reiter auf dem Pferde sitzt, und den das Nashorn nicht bemerkt, welches nur in dem Pferde seinen Feind sieht, springt mit dem Schwert in der Hand herunter und haut ihm am Fuß die Flechse entzwei, so daß es weder entfliehen, noch weiteren Widerstand leisten kann. Das Nashorn braucht nicht bloß eine große Menge Futter, sondern auch eine große Quantität Wasser zu seinem Unterhalt; allein nicht bloß des Trinkens wegen sucht es wasserreiche und sumpfige Gegenden auf, sondern es hofft hier auch Schutz gegen einen seiner grimmigsten Feinde zu finden. Dieser Feind ist eine Fliege, wahrscheinlich vom Bremsengeschlecht, welche das Nashorn unablässig verfolgt. Vor ihr rettet es sich oft durch List. Wenn die Fliege in der Nacht ruht, so wählt das Nashorn eine bequeme Stelle und wälzt sich da so lange im Koth herum, bis es davon eine Decke über den ganzen Körper bekommt, welche ihm den folgenden Tag Schutz gewährt. Die Runzeln der Haut halten diese Kothdecke fest, nur die Hüften, Schultern und Schenkel ausgenommen, wo sie durch die Bewegung abfällt und das Thier den Angriffen der Fliege bloßstellt. Der Schmerz und das Jucken, das auf den Stich der Fliege folgt, macht, daß es sich mit

diesen Theilen an den rauhesten Bäumen reibt, und dies ist eine Ursache von den Blättern, welche man bei ihm bemerkt. Es scheint an diesem Reiben ein Vergnügen zu finden, denn es grunzt und stöhnt dabei so laut, daß man es in einer ziemlichen Entfernung hört. Die Wollust, die ihm dies gewährt, und die Dunkelheit der Nacht ist alsdann Ursache, daß es nicht so wachsam als gewöhnlich ist; die Jäger, welche jenem Geräusch folgen, schleichen sich alsdann heran und verwunden es, während es auf dem Boden liegt, mit ihren Wurfspeeren in den Unterleib, wo die Wunde oft tödtlich ist. Seine Haut ist keineswegs so hart und undurchdringlich, als man glaubt. Die Wurfspeeren dringen oft viele Centimeter tief in seinen Körper ein. Eine Flintenkugel, die auf keinen Knochen trifft, geht durch und durch, und die Schangallas, ein abessinischer Volksstamm, tödten es mit den elendesten Pfeilen und schneiden es hierauf mit eben so elenden Messern in Stücke. Die Afrikaner essen das Nashornfleisch gern; es ist dem Schweinefleisch an Geschmack ähnlich; das Fleisch von Alten freilich ist grob und hart, das von Jungen hingegen mürbe. Das Fett kann als Butter gebraucht werden; aus der getrockneten Haut macht man Peitschen, Spazierstöcke, Schilde und Panzer. Das Nashorn, sagt Lichtenstein, ist für den im Zuge begriffenen Reisenden von allen Thieren das gefährlichste, indem es mit blinder Wuth auf jedes unbekannte Geräusch oder jede fremde Witterung heranstürzt, die ihm sein scharfes Gehör oder sein noch schärferer Geruch auf seinen regelmäßigen Wanderungen in seinem Revier verathen. Man hat Beispiele, daß ein solches Ungeheuer bei Nacht einem Wagen oder einem davor gespannten Ochsen in die Seite gefallen ist und mit unbegreiflicher Kraft alles umgeworfen und zertrümmert hat. Es ist fast unmöglich, ein solches Thier einzuholen, wenn es entflieht, oder ihm zu entlaufen, wenn es verfolgt, indem es mit Leichtigkeit alles Gesträuch niedertritt und zerknickt, das ein Mensch oder ein Pferd umgehen muß. Daher wird nie im offenen Felde Jagd darauf gemacht, sondern der Jäger schleicht sich durch das Gebüsch unter dem Winde leise heran und sucht dem Thiere, das nicht weit sieht, aber gut hört und riecht, so nahe zu kommen, daß der Schuß nicht fehlen kann. Die gewöhnliche Entfernung ist 22 M., die Stelle, nach welcher gezielt wird, das Auge: denn nur hier sind Knochen und Fell dünn genug, daß die Kugel bis zum Gehirn durchdringen kann. Verfehlt man diese Stelle und behält das Thier Kraft genug zum Verfolgen, so stürzt es wüthend nach dem Ort hin, wo der Schuß fiel, und blickt und spürt umher nach dem Feinde. Sobald es denselben sieht oder wittert, senkt es den Kopf, brückt die Augen zu und rennt, mit der ganzen Länge des Horns die Erde streifend, vorwärts. Dann ist es noch ein Leichtes, ihm auszuweichen, indem man nur befindende einige Schritte zur Seite treten und das wüthend gewordene Thier an sich vorbeistreichen lassen darf. Dabei muß aber immer noch Besonnenheit genug da sein, daß man sich nicht nach der Windseite wende und sich dadurch dem Thiere aufs neue verrathe. Geübte Nashornjäger versichern, daß sie auf diese Weise stundenlang einem immer mit neuer Wuth auf sie eindringenden Nashorn auszuweichen im Stande gewesen wären, und es endlich, nachdem es ausgetobt, desto leichter erlegt hätten. Die gewöhnlichste Art, dem Nashorn und allen großen Thieren, von denen man Widerstand befürchtet, beizukommen, ist die, daß man ihnen in mond hellen Nächten an ihren gewöhnlichen Trinktälchen aufslauert und sie dem sichern Hinterhalt, zwischen hohen Felsen oder auf starken Bäumen, so nahe kommen läßt, daß der Schuß nicht fehlen kann. Den angreifenden Hunden suchen die Nashörner den Leib aufzureißen, schlagen fürchterlich nach ihnen aus, arbeiten mit ihrem Horn in dem Boden und schleudern einen Hagel von Steinen um sich her. Dies thun sie sogar tödtlich verwundet, und man darf sich ihnen ohne Gefahr nicht eher nähern, als bis der letzte Lebensfunke erloschen ist. — Das stumpfnasige Rhinoceros, Rh. simus Sm., ist ebenfalls in Afrika heimisch und wird um Littaku in großer Anzahl gefunden. Es ist größer, aber weniger wild als das vorige, lebt nur von Gras, nicht von Blättern und Zweigen, und charakteristisch ist bei ihm die erstaunliche Breite der nicht vorstreckbaren Schnauze. Es hat ebenfalls 2 Hörner, das vordere ist sehr lang, fast gerade, spitzig, das hintere kurz, kegelförmig und stumpf. Der Hals ist länger als an den anderen Arten und trägt zwei tiefe bis an die Brust reichende Furchen. Die Haut ist braungrau, theilweis gelblich, und an Ohren und Schwanz stehen

steife Borsten. Des wohlgeschmeckenden Fleisches wegen wird das Thier von den Betschuanen sehr verfolgt. Weiter nördlich in Afrika, in Sennaar und Aedel, kommt das Keitloa-Nashorn, Rh. keitloa Sm., vor, das sich durch seine Wildheit auszeichnet. Es gleicht dem sogenannten afrikanischen Nashorn, ist schwarz von Farbe, und die Hörner, von denen das vordere zurückgebogen, das hintere gerade ist, sind fast gleichlang. — In der Vorzeit lebten auch in Deutschland, Frankreich, Italien, ja bis nach Sibirien verschiedene Rhinocerosarten, welche, wie die fossilen Ueberreste derselben darthun, theils die nämliche Größe der jetzt noch vorhandenen hatten, theils größer, theils kleiner waren. Die größte darunter ist die 1771 von Pallas am Ufer des Willuji in Sibirien mit Fleisch und Haut ausgegrabene, die eine haarlose, ungefaltete Haut und zwei Hörner, und an Kopf und Füßen dicke, 2 bis 7 Cm. lange graue Haare hatte. Dieselbe Art (Rh. tichorhinus) lebte zur Eiszeit in ganz Mitteleuropa mit dem Mammuth zusammen, und wurde neben jenem von den in Höhlen lebenden Ureuropäern gejagt. — Das Aceratherium oder hornlose Nashorn, eine andere Gattung fossiler Nashornthiere, welches dem indischen Rhinoceros an Größe nicht nachstand, ist am Rhein entdeckt worden und scheint in Deutschland früher sehr verbreitet gewesen zu sein; ebenso das mit Schneidezähnen versehene Rh. incisivus, das für die Tegelbildungen der Tertiärzeit sehr bezeichnend ist. Die fossile Gattung, Elasmotherium, Nashornpferd, führt die verwandtschaftlichen Beziehungen in seinem Namen an.

2. Bei dem **Tapir**, *Tapirus L.*, laufen Oberlippe und Nase in einen kleinen beweglichen Rüssel aus. In jedem Kiefer stehen 6 Vorderzähne und 2 Eckzähne, und oben 7, unten 6 Backenzähne auf jeder Seite. Der amerikanische Tapir, *T. americanus L.*, Taf. 6, Fig. 3, ist bräunlich, an den Ohrenspitzen und an der Kehle weiß und fast haarlos. Auf dem dicken Halse stehen mähenartige Borsten. Im Ansehen und in den Manieren gleicht er etwas dem Schweine, hat aber einen rundern Leib, der 1,2 M. im Umfange hält, und läuft schneller. Obgleich die Beine des Thieres kurz sind, so erreicht es doch eine Höhe im Widerrist von 1 M., also ungefähr die Größe des Esels. Seine Heimat ist Südamerika. Nach Art des Nashorns lebt es dort meistens einzeln, doch bemerkt Tschudi, daß es oft haufenweise an die waldigen Ufer der Flüsse komme, um da zu baden und zu saufen. Gräser, Kräuter, Früchte und Wurzeln, die es mit dem Rüssel zum Maule führt, dienen ihm zur Nahrung. Menschenscheu, wie er ist, geht der Tapir des Nachts meist einzeln den freieren Gegenden nach und bringt den Tag mehrentheils im Dickicht der Wälder mit Schlafen hin. Beunruhigt, nimmt er seine Zuflucht ins Wasser, worin er nicht nur gut schwimmt und untertaucht, sondern selbst auf dem Grunde geht. Sein Laut ist ein Pfeifen, das weit durch den Wald dringt. Das Weibchen bringt jedesmal nur ein Junges, das gelbgefleckt ist. Jung gefangen, gewöhnen sie sich leicht an den Menschen und werden ungemein zutraulich, wie sie denn überhaupt sanft und gutartig sind. Gereizt, werden sie jedoch so zornig, daß sie Hunde mit den Zähnen fassen, mit den Füßen todstampfen, und sogar den Menschen angreifen. Ihr Fleisch schmeckt wie Rindfleisch, und auch die dicke Haut wird benützt. — Eine zweite Art ist der langhaarige Tapir oder Pinchague, *T. villosus C.*, der in der Waldregion der Andes von Mariquita gefunden wird und sich von der vorigen durch die längeren Nasentknochen und einen nach oben flachen Scheitel unterscheidet. Sein Nacken ist mähenlos, der Körper hingegen mit langem, dichtem, schwarzbraunem Haar bekleidet. Der ostindische Tapir, Maiba oder Schabrackentapir, *T. indicus L.*, der keine Mähne hat, sieht, mit Ausnahme des Rückens, der Seiten des Bauchs und der Ohrenspitzen, die weiß sind, braunschwarz aus, findet sich in den Wäldern Ostindiens, zumal auf Sumatra und Malacca, und ist etwas größer als der amerikanische. Der europäische, der Ur-Tapir, *T. prisus Kaup.*, dessen fossile Knochen man in besonderer Menge in Frankreich und bei Eppelsheim ausgegraben hat, rivalisirt an Größe mit dem Elephanten. — Von tapirähnlichen Urthieren, die fossil gefunden werden, unterschied schon Cuvier 16 Arten, die er Urthiere, *Palaeotherium*, benannte (siehe deren Fuß Fig. 19). Heutzutage kennt man noch mehr. In der Größe sind dieselben sehr verschieden; theils geben sie dem Rhinoceros und Pferde nichts nach, theils kommen



Art. Anst. v. F. Hochdanz, Stuttgart.